

Karl Freiberger

ZEITENBLICKE

Zwölf exemplarische Geschichten

Memoiren-Verlag
Bauschke



Karl Freiburger wurde 1950 in Großwilfersdorf, Steiermark, geboren. Studium der Technischen Mathematik und des Lehramts für Mathematik und Darstellende Geometrie. Verheiratet, Vater zweier Kinder und Großvater zweier Enkelkinder. Bis 2014 beschäftigt im Rechenzentrum des Grazer Mode- und Sporthauses Kastner&Öhler, Systemprogrammierung/Datenbankadministration.

Seit 1991 Leiter der Öffentlichen Bibliothek Großwilfersdorf.

1986: Paula-Grogger-Preis für Erzählungen

2011: „Entweder alles oder mehr“, Roman

2013: „Keine Stille überall“, Roman

2016: „Inbetween“, Aphorismen

2019: „Reise durchs Universum der Augenblicke“, Eine Gedankenvariethek

2019: „Der Perspektive neue Kleider“, Aphorismen

ISBN 978-3-903303-35-5

© 2020 Memoiren-Verlag Bauschke

Trattenweg 5, A-9346 Glödnitz

www.memoiren-verlag.at

verlag.bauschke@aon.at

Alle Rechte vorbehalten.

Ein Nachdruck oder eine andere Verwertung ist nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlages gestattet.

Inhaltsverzeichnis

Klareis.....	7
Würdegang.....	25
Lucia.....	47
Begegnung.....	71
Gleitflug.....	77
Beißkraft.....	88
Titelauszeichnung.....	93
Wissenlasser.....	97
Treffer.....	106
Fündig.....	117
Sinnerklärung.....	124
Auslassungszeichen.....	128

Klareis

Während der Semesterferien seines Studiums der Bank- und Finanzwirtschaft hatte Spöckbaur in der Zentrale der ***-Bank einen Job in der EDV-Abteilung gehabt. Seine umfangreichen Kenntnisse in der Anwendungs-Programmierung sowohl am Großrechner als auch am PC waren gefragt gewesen. Dann, als er seine Diplomarbeit über die Voraussetzungen für die optimale Beurteilung und Betreuung des osteuropäischen Topkunden-Marktes schrieb und halbtags in der Affluent-Abteilung arbeitete, war er dem Abteilungsleiter Dr. Klingsor wegen seiner besonderen finanzmathematischen Kenntnisse, seines hohen analytischen Denkvermögens und seines sicheren Auftretens aufgefallen.

Die Konstellation war für Spöckbaur zwiespältig gewesen; er hatte Klingsor, seinen Vorgesetzten, unsympathisch gefunden und sich darüber mokiert, dass dieser Interessen und Meinungen der Untergebenen zu eigenem Zweck und Vorteil zurechtmodelliere. Mit der Zeit hatten sich, wann immer er über Klingsor sprach, Töne sowohl des Respekts als auch der Missgunst wegen dessen Gehalts gemischt. Er hatte Bemerkungen mit abschätziger Ablehnung der Arbeitsweise Klingsors gemacht und ränkevoll Werbung für sich selbst angeschlossen. Er hatte Klingsor vor seiner Sponision hinter vorgehaltener Hand noch einen Narrifex geheißen und ihn dann, nachdem er sein Studium mit Auszeichnung abgeschlossen und in der Abteilung einen gut bezahlten Job als stellvertretender Leiter des Ukraine-Projekts angeboten bekommen und angenommen hatte, schmeichelnd Ponitfex genannt. Klingsor hatte mit ihm, als es zur Einführung des Euro kam, lang und breit über die Möglichkeit eines Staatsbankrotts in der Euro-Zone in naher oder ferner Zukunft diskutiert. Die beiden hatten die Aufgaben der Staatsregie-

rungen und deren Verantwortung hinterfragt, die Möglichkeit der zentralen Kontrolle der Staatshaushalte und die Rolle der Banken. Sie hatten in den Geschäften, die ihre Bank vor allem in Rumänien und in der Ukraine erwarteten, keine fundamentalen Risiken gesehen. Den Katastrophenfall, der acht Jahre später eintrat, hatten sie nicht einmal theoretisch in Erwägung gezogen.

Spöckbaur, in den sieben Jahren seiner Tätigkeit zuerst in Wien und dann in Kiew Sprosse um Sprosse hochgestiegen auf der Karriereleiter, fiel über Nacht sehr tief. Er hatte den Zeitpunkt übersehen, ab dem Klingsor, um seinen eigenen Kopf wegen Problemen mit den Ost-Geschäften zu retten, von Wien aus seine, Spöckbaur, Entscheidungen konsequent konterkarierte und seine Aktivitäten in Dienstbesprechungen verunglimpfte.

Zehn Tage vor Weihnachten geriet die Bank wegen eines Kredit-Vergabe-Desasters bei den Ukraine-Geschäften in die negativen Schlagzeilen. Anonym spielte Klingsor den Medien Informationen zu und legte Spöckbaur bankschädigende Äußerungen in den Mund zu den Problemen bei der Finanzierung unbedingter Termingeschäfte mit Getreide, obwohl diese nicht in seinem, in Spöckbaur, Zuständigkeitsbereich gelegen waren. Dann, für Klingsor wie ein vorgezogenes Weihnachtsgeschenk, das Ergebnis einer internen Prüfung! Dem Bankvorstand waren anonym Hinweise zugespielt worden, dass ein Bankangestellter in Kiew Risiko-Spekulation mit Einlage-Geldern reicher russischer Kunden durchgeführt und viel Geld verloren habe. Spöckbaur war der heimliche Spekulant. Er flog auf. Er hatte beim Blick auf das schnelle große Geld der Versuchung, eigene, private Interessen zu verwirklichen, nicht widerstehen können.

In den Zeitungen war unmittelbar danach zu lesen, die ***- Bank habe in den Ostgeschäften zur weiteren Steigerung der Kundenzufriedenheit und zur Positionierung als Marktführer im Veranlagungsbereich diverse personelle Ver-

änderungen für notwendig erachtet. Spöckbaur wurde nahegelegt, sein Dienstverhältnis mit Jahresende zu kündigen und sich zu Stillschweigen über alle Vorgänge in der Bank zu verpflichten; im Gegenzug würde ihm Schutz vor Strafverfolgung zugesichert, eine Abfertigung auf ein Konto in Wien überwiesen und die Weiterzahlung seines Gehalts für zwölf Monate garantiert.

Anfang Dezember hatte er sich eine steirische Tanne nach Kiew bringen lassen; er wollte Weihnachten mit seiner Lebensgefährtin, einer Südtirolerin, in der gemeinsamen Wohnung im Zentrum von Kiew feiern. Daraus wurde nichts, der neuen Umstände wegen.

Am Vortag zum Heiligen Abend kam er in Wien an. Seine Lebensgefährtin war in Kiew geblieben. Sie wird Weihnachten und Neujahr mit dem Dirigenten und Komponisten Wladimir R. aus Moskau, mit dem sie seit Monaten heimlich liiert gewesen war, auf der Krim in der Villa der Eltern des Musikers feiern. Die Tanne wird sie nach ihrer Rückkehr entsorgen lassen, ohne dass sie ein Christbaum gewesen sein wird.

Spöckbaur's kleine Eigentumswohnung in Wien in der Josefstädterstraße hatte er seit einem Jahr nicht mehr an Studenten vermietet. Ihm und den anderen Bewohnern des Hauses waren von den jungen Leuten dauernd Unannehmlichkeiten bereitet worden. Die Hausverwaltung hatte ihn während seines Aufenthalts in Kiew über die Vorgänge auf dem Laufenden gehalten und das Appartement instand.

Er bezog die Wohnung, in der es einen Tag lang nicht warm werden wollte, obwohl alle Heizkörper maximal aufgedreht waren. Den ganzen 24. Dezember verbrachte er halb angezogen im Bett. Die Reisetaschen und die Koffer packte er am Christtagmorgen aus. Zur Familie seiner Halbschwester nach Thierbach in der Wildschönau fahren wollte er nicht, obwohl er sich sicher sein konnte, dass er willkommen sei. Seine Mutter war kurz nach Beendigung seines

Studiums gestorben. Wo sein Vater lebte, ob er überhaupt noch lebte, wusste er nicht, es interessierte ihn auch nicht. Von den Studienkollegen war keiner mehr in Wien. Zu den seinerzeit guten Bekannten in der Stadt wollte er keinen Kontakt suchen.

Es sei an der Zeit, sich zu waschen und zu rasieren und etwas Anständiges essen zu gehen, dachte er am Abend des Christtags. Er hatte sich seit seiner Ankunft in der Wohnung von Knäckebrötchen und Äpfeln ernährt und Kräutertee getrunken. Mary-Hannah! „Warum in aller Welt ist mir der Wallenstein-Keller und die Mary-Hannah nicht schon lange eingefallen?“, dachte er.

Während der Studienzeit hatte er in der Währinger Straße Nummer * ein kleines Zimmer gemietet gehabt. Im Nachbarhaus war ein Studentenlokal gewesen, der Wallenstein-Keller. Mary-Hannah war die Inhaberin des Lokals gewesen; sie hatte ihre große, mit Stilmöbeln aus dem Biedermeier eingerichtete Wohnung im gleichen Stockwerk gehabt wie er sein kleines Untermietzimmer. Mary-Hannah war unter den Studenten ein Begriff und eine Autorität gewesen. Ein geheimnisvoller Respekt vor ihr hatte sowohl die Ordnung im Lokal aufrechterhalten als auch die Distanz zu ihr, egal, wie viele Krügeln Bier oder Flaschen Wein von den Studenten getrunken worden waren. Sie war damals mehr als zweieinhalbmal so alt wie Spöckbauer gewesen, hatte rasch gemerkt, welche brodelnden Gefühle er nicht nur an ihren langen schwarzen Haaren und den im Alter immer noch feurigen Augen gefunden hatte. Die Beziehung, die sie, von der Umgebung unbemerkt geblieben, zu dem jungen Studenten Spöckbauer aufgebaut hatte, war fest und innig. Sie hatte Gefallen und Befriedigung gefunden am jungen Ungestüm des Studenten, das sie zu Form, Stil und Ausdauer zu gestalten verstanden hatte. Sie war ihm eine Lehrmeisterin fürs Leben gewesen. Großen Ehrgeiz, ein pekuniär-mathematisches Interesse, das sichere Auftreten, das dem

Vorstand der Bank und Klingsor später aufgefallen waren, dies und noch viel mehr hatte sie ihm eingehaucht.

Sie hatte mit ihm zu schäkern gewusst, wenn es passte, und sie hatte tiefsinnig ein Gespräch geführt, wenn sie gemerkt hatte, er brauche ein solches wie ein Kind vor dem Einschlafen eine Gute-Nacht-Geschichte. Einmal hatte sie gesagt, als er erschöpft an ihrer Schulter ruhte und sie mit den Spitzen eines Büschels ihrer Haare sanft sein Kinn bepinselte, finge jeder bei sich an, für sich nicht alles zuzulassen, hätte die Welt längst begonnen, besser zu werden. Er hatte nicht verstanden, was sie gemeint hatte, und er war nicht mehr dazu gekommen, sie zu fragen. Dies alles fiel ihm ein am Christtagabend, an dem es nicht warm werden wollte in seiner Wohnung, obwohl die Heizung voll aufgedreht war. Die Erinnerung fiel über sein Denken her wie eine Überraschung.

Er ließ sich rücklings in sein Bett fallen und begann mit Inbrunst einen Text auf Russisch auswendig herzusagen. Er konnte froh sein, dass ihm niemand zuhörte; auch wenn die Zitate aus Werken Puschkins nicht verstanden worden wären, der pathetische Unterton war sehr unangenehm. Und als ein paar Tränen des Selbstbedauerns die Schläfen entlang nach hinten in den Polster liefen, widersprach das seiner Wirklichkeit. Auf die Idee, dass der Ursprung seiner Lage sein eigenes Fehlverhalten gewesen war, kam er nicht. Im Bereuen wäre eine neue Kraft gelegen; diese Fähigkeit hatte er verlernt.

Den Wallenstein-Keller in der Währinger Straße gab es nicht mehr. Die Räumlichkeiten und der angrenzende Teil des Parterres waren zu einem Drogerie-Großmarkt umgebaut worden. Spöckbaur stand am Eingangstor des Nebenhauses und las die Namensschilder an der Sprechanlage von oben nach unten, dann von unten nach oben. Den Namen Marzetti fand er nicht; Mary-Hannah Marzetti, so hatte Mary-Hannah mit vollem Namen geheißen. Ob es die Hausmeiste-

rin von früher, die Frau Perlhuber, noch gab? Er drückte auf die unterste Taste, die keine Aufschrift trug. Frau Perlhuber stand kurz darauf in der Tür. Nein, sie kenne ihn nicht, sagte sie, als er ihr die Frage stellte, ob sie sich an ihn erinnere. Er sei der Spöckbauer, der Student vom ersten Stock, damals, sagte er. Du meine Güte, sagte sie und wollte ihm um den Hals fallen. Er hielt ihr den rechten Arm zur Begrüßung entgegen. Sie roch intensiv nach Wein und Zigaretten. Im Hausflur, wohin sie ihn weiter bat, sagte sie ihm, Frau Marzetti habe vor einigen Jahren, vor wie vielen genau wisse sie nicht, das Lokal nebenan und ihre Wohnung verkauft; sie sei recht merkwürdig geworden, die gnädige Frau Marzetti. Dabei grinste sie unverschämt und flüsterte, gewisse Damen hätten es eben nötig, im Alter fromm zu werden. Sie lebe jetzt in einem Dorf in der Provinz. Sie sagte Provinz, machte eine Pause und fügte hinzu, in der *ärgsten* Provinz, na ja! Jedenfalls habe sie sich, die gnädige Frau, ein altes Försterhaus gekauft, es renovieren lassen und bewohne es mit ihren Hühnern, Schafen und einem Hund. Angeblich ohne Fernseher! Und sicher ohne Telefon!

Ob sie ihre genaue Adresse wisse, fragte er.

Natürlich, sie habe ihr die Post lange genug nachschicken müssen. Er möge kurz warten, sie gehe die Adresse suchen. Nach zwei Schritten drehte sie sich um und fragte mit einem zusammengekniffenen Auge, wozu er die Anschrift der Frau Marzetti brauche.

Ohne zu zögern log er, das Institut für Stadtgeschichte bringe eine Dokumentation über die alten Studentenlokale in Wien heraus. Eine der Historikerinnen brauche Informationen über den seinerzeitigen Wallenstein-Keller. Frau Marzetti als die Besitzerin könne gewiss wichtige Auskünfte geben. Weil Weihnachten sei, habe er angenommen, Frau Marzetti in ihrer Wohnung anzutreffen. Er habe nicht wissen können, dass sie nicht mehr hier wohne.

„Ach so, ach so“, sagte die Perlhuber und kam sich wichtig vor.

Er ging eine halbe Stunde lang in Gassen und Seitenstraßen herum, ehe er ein kleines Speiselokal fand. Während er auf das Essen wartete, nippte er ununterbrochen an einem Glas Mineralwasser und blickte auf den oben zerfransten DIN A6 Zettel, auf dem in schlechter Handschrift stand: Maria H. Marzetti, Schwabhütten 122, 8266. Beim Essen dachte er sich das Konzept eines Briefes aus, den er an Mary-Hannah schreiben würde. Er fuhr mit der Straßenbahn Nummer 40 zum Schottenring, überlegte, ob er Briefpapier daheim in der Wohnung habe, fand keinen Kiosk mit Schreibwaren, es waren alle Läden geschlossen, und war sich sicher, dass er zu Hause in seinem Arbeitszimmer, das er nie vermietet gehabt hatte, ein Briefkuvert finden würde; Schreibpapier würde es in Stößen geben. Er ging zu Fuß in die Josefstädterstraße; zog das Stirnband mehrere Male über den Ohren zurecht. Es war sehr kalt geworden, und es wehte ein Wind, der nach Schnee roch. Er traf, als er in die Josefstädterstraße einbog, das alte Ehepaar, das immer noch den kleinen Greißlerladen in der Nähe seines Wohnhauses führte, ihn sofort erkannte und nach einer herzlichen Begrüßung ein paar Worte mit ihm wechselte, ohne ihn nach dem Warum seiner Rückkehr nach Wien zu fragen.

Er freute sich bübisch, weil es in der Wohnung endlich behaglich warm war. Er war guter Laune, als er sich, von einer Tasse Schwarztee mit einem Schuss Grappa auch innerlich gewärmt, an den Schreibtisch setzte. Unter einem DIN A5 Schreibblock einer Software-Firma mit dem Header „Active Business with the Power of IT“ auf jedem Blatt fand er eine nicht geöffnete 25-Stück-Packung weißer Geschäftskuverts ohne Fenster. Wo dieses Schwabhütten denn liege? Er stand noch einmal auf, holte den alten Mittelschulatlas aus dem Bücherschrank und fand auf Seite 19 im Kästchen

B7 den Ort Schwabhütten. Also am Ende der Welt, sagte er und schloss den Atlas.

Er hatte in seinem Job nur per E-Mail korrespondiert; privat hatte er seit weiß Gott wie lange nichts Persönlich-Schriftliches mehr aus der Hand gegeben. Einen Brief zu schreiben, kam ihm wie ein Abenteuer vor. Wien, Beistrich, Datum. Rechts oben. Er zögerte. Mit *Liebe Mary-Hannah* beginnen? Er entschloss sich zu einem *Liebe Frau Mary-Hannah Marzetti*. Er sei wieder in Wien; nicht ganz aus freien Stücken. Er habe ihre neue Anschrift in Erfahrung bringen können. In Wahrheit habe er die Adresse ausgekundschaftet! Er wolle ihr mitteilen, dass es ihn noch gäbe. Er erinnere sich, dass sie ihm seinerzeit klassische Verse zum Auswendiglernen empfohlen habe; es bilde und beruhige das Herz. Er sei bei diesem Lernen nicht ihr so guter Schüler gewesen wie sonst. Dennoch habe er sich alle diese Verse gemerkt; nicht vollständig, im Wesentlichen schon, also immerhin Teile von ihnen. Und dann wörtlich: „Raubte mir das Studium auch alle Stunden des Tages, gabst du Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin. Wurde nicht immer geküsst, wurd’ auch vernünftig gesprochen! Überfiel dich der Schlaf, lag ich und dachte mir viel. Oftmals hab’ ich streng in deinen Armen studiert und eine Rechnung samt Lösung mit fingernder Hand dir auf den Rücken gemalt. Atmetest in lieblichem Schlummer und es durchglühte dein Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.“ Nicht in diesem Sinne der alten Zeiten wegen würde er sie gerne besuchen, wenn sie ein Interesse habe an seinem Besuch. Um nach Schwabhütten zu finden, gäbe es die GPS-Navigation; er schicke ihr herzliche Grüße, er wünsche ihr alles Gute für Neujahr und so weiter.

Am Abend des Stefanitags gab er den Brief auf; es war ihm nicht früher möglich gewesen, eine Marke zu kaufen; halb Wien war er abgelaufen. Am Silvestertag bekam er eine Antwort. Eine SOS-Kinderdorf-Weihnachtskarte in einem

weißen Kuvert. Die immer noch wie gesetzt ruhige Handschrift, die er von Mary-Hannahs Zettelchen mit kurzen Nachrichten kannte, die sie ihm im Wallenstein-Keller zusteckt hatte; viele waren ganz intimen Inhalts gewesen. Die Schriftlage war ein wenig anders als damals, nicht mehr leicht nach rechts geneigt, sondern senkrecht. Die Buchstaben standen da, als würden sie sich selbst kontrollieren, vom Verstand im Lot und in der Waage gehalten, wie Urteile, die über Emotionen erhaben sind, weil die Vernunft die Herrschaft angetreten hat über die Leidenschaften. Sie habe nichts dagegen, ihn zu sehen, schrieb sie, nein, sie würde sich sogar freuen. Ob zu Neujahr oder an einem anderen Tag sei einerlei. Auf keinen Fall bis auf weiteres, also nicht, bis er kein Interesse mehr habe, sie zu besuchen. Deshalb, der Einfachheit halber, lade sie ihn für den Heiligen-Dreikönigstag zu Tee und spätem Weihnachtsstollen ein, um Punkt siebzehn Uhr. Erst für den späten Nachmittag, weil sie tagsüber keine Zeit habe für Besuche, sich auch keine Zeit dafür nehme. Zum Jahreswechsel wünsche sie ihm alles Gute und schließe mit freundschaftlichen Grüßen.

Am 5. Jänner mietete er einen Mercedes Benz B Class mit GPS und für drei Tage. Am Dreikönigstag fuhr er um 14 Uhr von der Josefstädterstraße ab; der Routenplaner hatte für die Fahrt nach Schwabhütten zwei Stunden und fünf Minuten errechnet. Er wollte pünktlich sein. Er wusste, dass Mary-Hannah Pünktlichkeit schätzte. Einen zeitlichen Spielraum für unvorhersehbare Verzögerungen während der Fahrt plante er deshalb ein. Er erreichte Schwabhütten kurz vor 16 Uhr. Das Navi kannte in Schwabhütten, wo es keine Straßenbezeichnungen gab, keine Hausnummern; nach der Ortseinfahrt mitten in einer Allee sprach es die Mitteilung: „Sie haben ihr Ziel erreicht.“

Wo er das Haus Nummer 122 finde, fragte Spöckbauer einen Mann, der aus dem Gasthof *Zum Eisernen Hahn* im Zentrum von Schwabhütten kam. Er trug einen breitkrempigen

gen Hut, den er ein wenig aus der Stirne schob, als er vom Auto heraus gefragt wurde und sich nach unten beugte. Die ledrige, von tausend Fältchen gestaltete Gesichtshaut glänzte, der graue Vollbart war rund um den Mund tabakgefärbt, und das Gebiss wies erhebliche Lücken auf. Hausnummern kenne er nicht, antwortete der Gefragte lispelnd, die Häuser im Dorf hätten Namen. Zu wem er denn wolle?

Zur Frau Marzetti, sie wohne in einem Jagdhaus oder so etwas Ähnlichem.

Der Bärtige kniff beide Augen zusammen. Das könne nur die alte Frau aus Wien sein, sagte er langsam, als wisse er plötzlich die Antwort, ihr gehöre das Holz-Schlössl, oben am Waldrand stehe es: Die Straße rauf bis hinter die Reihensiedlung, beim Pestkreuz, das nicht zu übersehen sei, nach rechts abbiegen und dann, an einer großen Obstplantage vorbei, den asphaltierten Feldweg weiter bis zum Wald. Das Holz-Schlössl sei das letzte der fünf Häuser, die dort stünden.

Hinter der flachen Kuppe des Hügels standen der Reihe nach vier Bauerngehöfte und, vom letzten Hof durch ein Wäldchen hoher Fichten getrennt, ein einstöckiges Holzhaus auf einem gemauerten Sockel und einem Vorbau mit geschnitzten Holzsäulen. Zu jedem Haus führte ein kerzengerader, geschotterter Weg im rechten Winkel von der Straße weg.

Spöckbaur sah auf die Uhr; er wollte pünktlich sein; er war zu früh. Bei der Einfahrt zum letzten Bauernhof vor dem Holz-Schlössl drehte er um. Er fuhr bis zum Pestkreuz zurück und von hier nicht nach Schwabhütten, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Er kam in eine Gegend mit verschneiten Weingärten, blieb auf einer Anhöhe neben einer verwitterten Bank stehen und genoss vom Auto aus den Rundblick.

Um 17 Uhr stand er vor der Eingangstür des Holz-Schlössls. Er betrachtete eine Weile die ländlich kunstvolle

Vertäfelung der Tür. Mittig in Brusthöhe war der „Hausseggen des Apostels Jakobus“ mit der Jahreszahl 1895 genagelt. Er klopfte mit der geschlossenen Hand mehrere Male dumpf auf das rissige Holz und blickte dabei seitlich zum Abendhimmel; unter dem aufgezogenen Hochnebel zog krächzend eine Schar dunkler Vögel dahin.

Mary-Hannah, als sie in der geöffneten Türe stand, lächelte und hielt ihm wortlos die Hand zur Begrüßung entgegen; sein und ihr Handschlag war ein gegenseitiges Willkommen. Ein Berner Sennenhund blickte gutmütig zu Spöckbaur auf. Das große Tier hatte ein auffallend reines, glänzendes Fell, die Stelle unter dem Hals war weiß wie Schnee, und es wedelte mit dem Schweif.

Mary-Hannah sagte mit ernster Miene, vergessen habe sie ihn nicht gehabt. Dass sie einander noch einmal wiedersehen, habe sie nicht geglaubt. Sie freue sich, dass er sie besuchen komme. Anständig sei es sogar, sie nicht vergessen zu haben, fügte sie hinzu und lächelte zum ersten Mal verschmitzt, immerhin sei sie nun doppelt so alt wie er.

Er blickte in ihre großen, klaren Augen, sah die vielen kleinen Falten im Gesicht, die es nicht alt, sondern zeitlos aussehen ließen unter dem grausträhnigen, streng nach hinten zu einen Zopf geflochtenen Haaren. Einen Moment lang dachte er, ja, so, mit genau so einem Gesicht würde die Natur Schönheit definieren, wenn es von ihr verlangt werden würde.

„Grüß dich“, sagte er, ganz von Herzen grüß dich. Er warf bei der leichten Verbeugung einen Blick auf ihren Körper. Das grobleinene Kleid und die Wollweste mit schmucklosen Knöpfen waren um eine Nummer zu groß gekauft worden, oder das Gewand hatte einmal genau gepasst, und der Körper darunter war allmählich sehnig schlank und schmal geworden.

„Komm doch herein in die gute Stube“, sagte sie und lächelte gekünstelt. Sie hatte ihn ganz anders erwartet. Als

einen gemachten Mann. Selbstsicher und souverän. Er war doch ihr bester und liebster Schüler gewesen, mit Energie, Esprit und Charme fast ohne Grenzen. Und natürlich hatte sie erwartet, dass er eine Frau, seine Frau mitbringen würde. Ein blasser, schlecht rasierter, hohlwangiger Mann, der älter aussah als er war, der Hemdkragen dunkelrandig wie die Augen, der Anzug zerknittert, nicht zum großen Mercedes passend, ging er neben ihr her durch den Vorraum in das große Wohnzimmer, das sie die *gute Stube* genannt hatte. Vom Kachelofen, um den sich die Ofenbank und das Ofengeländer zog, strömte ihm eine wohlige Wärme entgegen. Es duftete nach Lavendel, Weihnachtstee und Stollen. Sie nahmen am großen Tisch in der Ecke dem Ofen gegenüber Platz. Sie habe eine wunderbare Schwarztee-Mischung von einer Bekannten geschenkt bekommen, sagte sie. Er trinke doch immer noch gerne Tee?

„Ja, natürlich“, sagte er.

Unsentimental enttäuscht und mit Mitleid, das ihr selbst weh tat, vermutete sie, als sie nachdenklich den Tee zubereitete, er habe ab einem Zeitpunkt in seinem Leben nicht wahrgenommen, dass alles, was für das gelingende Leben notwendig sei, gleichzeitig die Forderungen jedes einzelnen Tages seien; dass er dem Anspruch der Zeit auf Verpflichtungen nicht nachgekommen sein könne; es würde danach aussehen, dass in ihm und durch ihn gut Angelegtes verdorben und er zum Dilettanten oder zum Pfuscher geworden sei.

Der Hund lag mit geschlossenen Augen neben dem Ofen; Mary-Hannah betrachtete ihn, nachdem sie das Teewasser in die Kanne gegossen hatte. Sie drehte eine kleine Sanduhr um, ging zum Hund, beugte sich zu ihm hinunter und streichelte langsam seinen Rücken.

Spöckbaur ließ ein Stück Kandiszucker unvorsichtig von der Zuckerzange in den Tee fallen. Einige Tropfen spritzten auf das gehäkelte Tischtuch. Es war ihm unangenehm, er sagte nichts.

Mary-Hannah saß ihm in sich gekehrt gegenüber, ehe sie gekünstelt lächelte und leise zu sprechen begann. Sie sei erstaunt, dass er allein gekommen sei; sie sei überzeugt gewesen, gebührend seinem guten Aussehen, seinem Beruf und Einkommen und dem ausdauernden Geschick als Mann sei ihm die richtige Frau längst in den Schoß gefallen.

Die er für seine Frau zum Heiraten gehalten habe, antwortete er, sei der russischen Musik, die ein russischer Dirigent mache, anheimgefallen.

Wie sie das verstehen solle, fragte sie.

Hormonell, sagte er.

Sie erzählte von ihren fünf Hühnern, die leider eierlegfaul seien, dem einseitig flügelahmen Hahn, den sie rechtzeitig aus dem Maul eines Fuchses habe befreien können, und drei Schafen, deren Milch sie zu Käse verarbeite; das Käsern habe sie in einem Kurs gelernt, und sie sei schon eine richtige Meisterin. Sie sprach in kurzen Sätzen, so dass er nicht viel über das Erzählte nachdenken musste, skizzierte kleine Begebenheiten so, als müssten sie als Exempel dafür dienen, dass in ihrem Leben nichts Besonderes oder Außergewöhnliches passiere, sondern alles einen ruhigen Gang gehe und seine Ordnung habe, die nicht einmal durch Fragen gestört werden könne. Der Inhalt der Erzählungen und die Sprechweise waren, im Widerspruch zur Situation, erfrischend und wahrhaftig, sodass sie zu einer geselligen Unterhaltung hätten gehören können. Wie kleine Kostproben ihres ländlichgeistigen Gabentisches gab sie ihm ihre Geschichtchen zu hören. Am Ende, wie um einen Schlussakkord in Moll zu setzen, atmete sie tief ein und aus und sagte, so, das sei alles, was sie von sich zu sagen habe und wie viel sie mit Worten mitteilen könne.

Sie war nicht mehr die Wirtin im Wallenstein-Keller, die schlagfertig oder giftig, je nach Situation und Laune, die Schwächen, die Mängel, die Fehler der Gäste von Angesicht zu Angesicht oder hinter deren Rücken gezeißelt oder wie

ein berufener Karikaturist markante Wesenszüge in wenig schmeichelhafter Art verbal überzeichnet hatte. Und vor allem war sie, das spürte Spöckbaur sogar körperlich, nicht mehr jene Frau, die in ihrem Hirn einen Schalter für Anmut und Liebreiz hatte, den sie, den Schalter, bei Gästen, die sie mochte und die sie gesellig fand, umlegte und eine allen wohltuende Atmosphäre schuf. Daran zu denken, dass er nicht nur als Gast eine Sonderstellung bei ihr eingenommen hatte, wagte er gar nicht mehr.

Der Tee belebte seinen Geist nicht, er machte seine Arme und Hände bei der zweiten Tasse zittrig. Das Sprechen war nicht mehr im Fluss. In den Sprechpausen störte ihn das leicht sabbernde Atmen des Hundes.

Er sagte, am Abendhimmel seien, als er vor der Tür gestanden sei, Vögel vorbeigeflogen; was das für Vögel gewesen seien, wisse er nicht.

Sie wollte sagen, Russische Saatkrähen, denn solche waren es gewesen, doch sie sagte, Krähen, gewöhnliche Krähen seien das gewesen. Sie war froh, ein Stichwort ergattert zu haben, und sagte, einer ihrer Nachbarn, ein Bauer in ihrem Alter, habe ihr erzählt, sein Vater habe in der Jugend Krähen mit Schlingen gefangen; er habe ihnen das Federkleid abgezogen wie einem Hasen der Balg vom Körper abgeschält werde. Krähen könnten nicht federgerupft werden wie ein Huhn. Krähenfleisch sei ganz dunkelrot. Seine, des Nachbarn, Großmutter habe die Krähen auf eine ganz besondere Art gebraten. Die ganze Nachbarfamilie hätte sie mit Appetit gegessen.

Sie stand auf und setzte sich auf die Bank am Kachelofen. Von dort aus blickte sie durch das schmale Fenster auf die langgezogene, teilweise mit hohen Fichten bewachsene Hügelkuppe, hinter der Schwabhütten in der Dunkelheit lag. Müdigkeit, deren Ursache unterdrückte Gleichgültigkeit war, zeichnete plötzlich ihre Bilder ohne Farbe und Schärfe ins Gehirn, und malte Blässe auf das Gesicht, als ob der Tag

im letzten Licht helle Schatten werfe. Ihr war klar, sie würde ihn fragen müssen, wie es ihm gehe, was er all die Jahre gemacht habe, was ihn zu ihr geführt habe. Sie wollte vorerst nicht. Sie ahnte und spürte, es würde kein geselliges Erzählen sein, das er ihr anzubieten hätte, denn von seinen Blicken las sie tief inneren, verborgen gehaltenen Unfrieden ab, seine Augen waren trüb und umrandet von dunklen Ringen; die eingefallenen Wangen, die dem Gesicht eine fremdartige Reizlosigkeit gaben, stießen sie emotional ab. Was immer er ihr aus seiner Vergangenheit erzählen würde, wie viel er ihr auch von seinem gelebten Leben, den Gedanken und Gefühlen einschließlich dem, was in die Tiefen von Geist und Seele abgesenkt lag, für die Augenblicke des Erzählens eröffnen würde, sie erwartete keinen Reiz des Interessanten, des Bewegenden, des ergreifend Neuen. Sie erwartete, nichts zu hören, was ihr gute Gedanken machen würde. Sie kannte die Männer! Zu viele waren ihr mit ihren Problemen, ihrer Wehleidigkeit, den Eitelkeiten und Eigenheiten am Ohr und im Ohr gelegen! Dies alles war für sie restlose Vergangenheit. Für Augenblicke wusste sie nicht, warum sie ihn eingeladen hatte. Sie wollte nichts hören, was sie hätte deuten müssen. Sie ließ ihn vom Mietwagen, dem Mercedes, reden.

Plötzlich, als schlage ihr Gemütspendel in die Gegenrichtung aus, legte sie den Kopf, ihn leicht zur Seite geneigt, an eine warme Kachel des Ofens und sagte: „Du hast Sorgen, nicht wahr! Erzähle etwas, ich werde dir zuhören!“

Er überlegte lange, ehe er in einem für den Moment selbstsicheren Ton zu sprechen begann: „La superbia ando a cavallo e ritorno a piedi.“ Doch schon beim Übersetzen des Satzes aus dem Italienischen verlor er wieder den gewinnenden Wohlklang in der Stimme, als er sagte, sein Hochmut sei hoch zu Ross ausgeritten, als er nach Kiew gegangen sei. Zurück gekommen sei er zu Fuß. Bildlich gesprochen, fügte er gedankenverloren ein. Er habe in Kiew einen

Italienisch-Kurs besucht, die Frau eines Angestellten des Deutschen Konsulats, eine Gymnasiallehrerin, habe den Kurs geleitet. Seine Freundin, die Südtirolerin, habe als Muttersprache Italienisch gehabt. Es wäre beruflich vorteilhafter gewesen, die Russisch-Kenntnisse zu vertiefen. Er stehe ohne Job da, finanziell könne er sich eine Zeit lang über Wasser halten. Ob er in einer Bank noch eine Anstellung finden würde, wisse er nicht, er strebe eine solche vorläufig gar nicht an. Am Malheur seiner Bank in der Ukraine trage er persönlich keine Schuld. Er brauche sich nicht der geringsten Schuld bewusst zu sein. Bei der Vergabe von Krediten habe er die Bedingungen und Voraussetzungen der Vergabe bis ins Kleinste geprüft, die Rückzahlungsmodi aufs Beste geregelt. Oder regeln wollen. Er habe Wien gegenüber nur ein Vorschlagsrecht gehabt. Als die Kredite faul geworden seien und die Bank in eine dramatische Schieflage zu kommen drohte, habe Wien seine Person systematisch zum Sündenbock gemacht. Er schnäuzte sich in ein zerknittertes Stofftaschentuch. Seine Aktivitäten bei den missglückten Getreide-Termingeschäften erwähnte er nicht. Und erst recht nicht seine illegalen und gescheiterten Spekulationen mit Kundengeldern. Unter mehrmaligem Räuspern sagte er, Wien habe ihm übel mitgespielt. Namentlich nannte er den Dr. Klingsor, nachdem er lang und breit über die Führungsebene in der Bankzentrale philosophiert hatte. Dieser Klingsor, der die lächerliche Art gehabt habe, seine Ansichten mit einem Goetheschen Zitat zu bekräftigen und abzusegen, sei der Hauptverantwortliche für das Desaster gewesen; er habe einer ukrainischen Unternehmergruppe immer neue Kredite eingeräumt oder Liegenschaften und Gesellschaften übernehmen lassen, wofür neue Kredite zugestanden und das Finanzierungsvolumen in die Höhe getrieben und die Liegenschaften weit über den realen Wert gekauft worden seien. Es war nur die halbe Wahrheit.

Mary-Hannah glaubte ihm nicht. Sie senkte den Kopf und sagte vor sich hin, in ihrem Hause hier habe die Verständlichkeit des Gesagten groß geschrieben zu werden. Dann schwieg sie kurz, ehe sie sagte, sie verstehe gar nichts. Seiner Traurigkeit war eine Dosis Selbstmitleid beigemischt. Das stieß sie ab. Sie vermisste bei ihm das Verantwortungsbewusstsein. Verantwortung schlosse Verirrungen wie Selbstmitleid, Zweifel, Kleinmut, Angst oder Sorgen aus, dachte sie und sagte mit Kälte in der Stimme: „Du trägst dein leidenschaftsloses Brav-sein mit dir herum, als hättest du einen putzigen Plüschoverall an, einen Onesie – mit einem solchen bist du als Mann kleingeistig lächerlich!“

Er war verlegen und sagte, er habe sich vorgenommen gehabt, sich ihr zu erklären.

Bündig sagte sie, Zielsetzungen würden bloß zu kurzlebigen Aktionismus verleiten.

Was er sagen wolle, fügte er an und wippte mit dem Oberkörper hin und her, während er das Sprechen unterbrach und die Teetasse leer trank, was er mit einem Wort sagen wolle, was er meine, sei, seine Zukunft sei ungewiss.

Sie lächelte und sagte, es sei gerade die Ungewissheit, die Zukunft schaffe.

Er wollte diesem Gedanken nicht folgen. Sein Geist machte betreten einen Sprung zur Seite. Ein emotionales Irrlicht des Erinnerns an den letzten Liebesakt mit ihr vor langer Zeit brannte Sequenzen von Tonfolgen aus der Ouvertüre 1812 in sein Bewusstsein; eine CD mit dieser Komposition Peter Tschaikowskis war damals im Hintergrund gelaufen. Er begann laienhaft über klassische Musik zu dozieren. Wenn jemandem eine neue Melodie einfallt, dann könne er nicht sicher sein, dass kein Mensch auf der Welt sie vor ihm bereits komponiert habe, ob ihr, der Melodie, nicht schon irgendwer auf irgendeinem Instrument irdischen Klang verliehen und sie mit Noten verkleidet zu Papier gebracht habe, möglich sei dies immer, sogar wahrscheinlich. Eine schöne

Melodie sei immer wie ein Satz von der Sprache, die im Himmel gesprochen werde. Wenn er hingegen einen Gedanken, den er für klug und zeitlos halte, ausspreche, nachdem er ihn gefunden habe, so könne er sicher sein, er, der Gedanke und sein Inhalt, sei mindestens einmal schon vor ihm gedacht und geschrieben worden. Das mache nichts. Und diese Einsicht sei nichts Neues.

Herablassend, die linke Augenbraue hochziehend, sagte Mary-Hannah, er hantiere also auch mit der Philosophie.

Er unterdrückte den leichten Ärger dessen, der auf eine Widersprüchlichkeit hingewiesen wird, bei der er ertappt worden ist.

Sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Von seinem Leben und von ihrem sei bald wieder um einen ganzen Tag weniger geworden, sagte sie und blieb neben dem Kachelofen stehen. Im günstigen Fall, sagte sie, würden er oder sie oder sie beide in der Zukunft, während dem Vorübergehen eines der kommenden Tage, diesen heutigen Tag als ein kleines Geschenk des Nachwirkens in der Erinnerung wieder begegnen. Man müsse so leben, wie man, wenn man stürbe, wünschen würde, gelebt zu haben. Sie müsse nach ihren Tieren in den Ställen sehen, das täte sie jeden Abend um diese Zeit. Sie lächelte ihn zum ersten Male an diesem Abend herzlich an. Ob er heute noch nach Wien zurückfahre, fragte sie.

Er werde wohl müssen, sagte er.

Ja, sagte sie, es sei denn, er nehme im Gasthof *Zum eisernen Hahn* für eine Nacht Quartier. Dann könne er morgen abreisen.

Nein, sagte er, gab ihr die Hand und ging zur Tür.

Bevor er sie hinter sich schloss, sagte sie, er solle nicht zu lange einsam sein, sonst würde er ein Hypertoniker.